

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ein Julibrief aus Amerika

[urn:nbn:de:bsz:31-336974](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336974)

Ein Julibrief aus Amerika.

New York, 4. Juli 1865.

Trompeten schmettern, Kanonen donnern, unter meinem Fenster schießt man mit Flinten und Pistolen. Es ist aber nicht das wüthende Geheul des mörderischen Kampfes, es ist heller Festesjubel, der dreintönt. Wir feiern heute den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung. Wir feiern ihn heuer um so freudiger, da wir ihn in den letzten vier Jahren mit so viel Herzleid und in so viel Sorge begehen mußten. Die Union ist gerettet. Der große Freistaat, der in Trümmer zu brechen drohte, ist in seiner alten Größe wieder hergestellt. Grund genug zu Freude und Jubel nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen, der höheren Aufgaben sich bewußten Welt.

Ich wollte, ich könnte auch eben so zuversichtlich sagen: die Republik ist aus diesem Kampfe neu wiedergeboren in jenem großen Geiste der Unabhängigkeitserklärung, der nicht nur die Staaten, sondern auch die Menschen in ihnen frei und gleichberechtigt erkennt. So weit sind wir aber leider noch nicht! In Nord und Süd ruft man zwar: „die Sklaverei ist todt.“ Aber dem freigewordenen Neger gleiche Rechte, wie dem Weißen zu geben, dazu will man sich noch nicht entschließen. Die vollendete Thatsache soll in ihren Folgen umgedeutet, vielleicht vereitelt werden. Auf dem Schlachtfelde ist die Freiheit der Schwarzen geboren, sie nun aber in's bürgerliche Leben einzuführen, das will der Ernüchterung als zu viel auf einmal erscheinen.

Seit der Ermordung Lincolns und der hochgehenden Aufregung, die sie in allen Gemüthern hervorbrachte, ist eine traurige Reaktion in der Stimmung eingetreten. Es ist wahr, die schwungvolle Stimmung nach dem großen Siege und die tiefe Ergriffenheit des ganzen Volkes nach der darauf folgenden Ermordung Lincolns konnte als solche sich nicht gleich bleiben. Die Zeit stumpft ab. Aber man ist nicht nur in die Alltagsstimmung vor den großen Ereignissen zurückgesunken; man ist sogar müde und matt; und das sind nicht nur die Massen, sondern auch die Führer sind es. Und doch gilt es jetzt erst

recht die straffe Haltung und, was mehr ist, die Treue zu bewahren für das Höchste. Denn jetzt bedarf es erst recht der täglichen Tapferkeit, um die Ergebnisse des Krieges und des Sieges in Sicherheit zu bringen.

Die Ermordung Lincolns erschien zunächst als Warner, daß die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen sei. Andererseits hatte der große Gedanke des Krieges — die Befreiung einer Menschenrasse — ein persönliches Martyrium, einen Blutzeugen geschaffen. Der Name Lincoln und seine Todesart mußte und muß als Wahrzeichen der großen menschlichen Idee gelten. Tausende gingen namenlos in den Tod für den großen Gedanken des Krieges; erst Lincolns Tod hat ihnen das Resultat gesichert, das ihr auf dem Schlachtfelde ausgehauchtes Leben noch nicht unwiderruflich zu sichern vermochte.

Der siegreich vollführte Krieg vollendete die Rettung des Staates, die Ermordung Lincolns kennzeichnete für immer die finstere Macht, die noch zu besiegen war.

Wie ist es aber jetzt? Friede will man haben, Friede um jeden Preis. Eine Ruhesucht, man möchte sagen eine Versöhnungswuth hat überhand genommen. Gegner, die sich seit Jahren bekämpfen, und sich grundsätzlich morgen wieder bekämpfen müssen, unarmen sich heute voll Zärtlichkeit. Greeley und Wendell Phillips, die alten Abolitionisten, reichen jetzt einen Wood und Seymour, die bis zuletzt mit den Sklavenhaltern konspirirt haben, vertrauensvoll die Hand, als sei Alles vorüber. Garret Smith, der wüthendste Feind des Südens, predigt jetzt: „Es sei das gemeinste Verbrechen, Jefferson Davis hinzurichten!“ Beecher, der sonntäglich von der Kanzel gegen das Verbrechen der Sklaverei gedonnert hat, trieft von salbungsvollen Bibelsprüchen, die zur Milde mahnen und Präsident Johnson begnadigt Segelichen, der sich die Mühe giebt, sich an ihn zu wenden. Dabei ist der Zustand des Südens immer noch ganz ungeordnet, wenn man nicht das „neue Ordnung“ nennen will, daß die auf dem Schlachtfeld besiegten Rebellen sich jetzt in der Heimath wieder organisiren, der Union und der Gleichheit der Menschen heute noch eben so feindslich, wie vor wenigen Monaten in dem Feldlager von Richmond. Sie wählen gesetzgebende Versammlungen zur Reconstituierung des Staates, in welchen die Rebellenpartei eine ungeheure Mehrheit besitzt. Sie verhöhnern durch Mißhandlung und Verfolgung der Neger thatsächlich die Emanzipationsgesetze, durch welche die Sklaven frei erklärt sind. Die Regierung in Washington hätte wohl die Macht, diesem ganzen Spul kurzab ein Ende zu machen. Aber sie scheint sich der Pflichten, welche die Siege der Armee und die Ermordung Lincolns ihr für die neue Ordnung in den

Rebellenstaaten auferlegten, gar nicht mehr bewußt zu sein. Johnson, der Präsident, prahlt mit seinem Ueberjethum und ist doch nur deshalb ein Feind der südlichen Junter gewesen, weil er selbst keine Sklaven hatte. Als armer Weiser im Sklavenstaate geboren, gehörte er daheim zum White trash (weißes Gefindel), das von den Sklavenhaltern tief verachtet und unter die Füße getreten wird, das aber eben darum den schwarzen Arbeiter erst recht verachtet. Es ist ja leider nur zu häufig, daß der Unterdrückte das Bedürfnis hat, auch Jemand unter die Füße zu treten.

So lange es sich um Herstellung der Union handelte, war Johnson für den Krieg. Die Abschaffung der Sklaverei aber, der eigentliche Zweck des Krieges, für welchen gerade wir Deutschen in den Krieg gingen, und um dessentwillen Lincoln dem Muehlmorde fiel, dieser Hauptzweck ist für Johnson eigentlich nur eine störende Beigabe, die dem Kriege durch die Umstände aufgedrängt wurde. Um die Macht der Rebellion zu brechen, sah man sich genöthigt, die Sklavenfrage zu benutzen. Aber erst so spät als möglich entschloß man sich hiezu. Gerade der Einfluß der Johnson'schen Partei war es, der Lincoln bis zum letzten Jahre abgehalten hat, Ernst zu machen mit Abschaffung der Sklaverei. Es ist also nicht zu verwundern, daß Johnson eben nicht sehr eifrig ist, die ehemaligen Sklavenstaaten nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung aller Menschen zu reorganisiren.

Sie fragen mich wohl: wie kommt es, daß Johnson gewählt wurde, daß der Vicepräsident so ganz anders ist, als der aus derselben Wahl hervorgegangene Präsident? Hier die Antwort: die Vicepräsidenten sind bei uns Geburten des Compromisses. Die große Partei, die einen Präsidenten nach ihrem Herzen und Geiste wählt, sucht, um der Mehrheit bei der Wahl sicherer zu sein, die ihr am nächsten stehende Fraktion der Gegner dadurch zu gewinnen, daß sie ihr den Vicepräsidenten giebt, natürlich in der Voraussetzung, daß derselbe nicht an die Regierung kommen wird. Und doch ist diese Vererbung auf den Vicepräsidenten schon dreimal vorgekommen, und jedesmal zum Unglück ausgeschlagen.

Hoffen wir, daß die Nöthigung der Vernunft oder auch der einfachen Praxis uns diesmal rettet. Es steht fest, der Süden kann nicht in Wahrheit reorganisirt werden, wenn man nicht die Sklaverei jetzt, heute und gründlich mit Stumpf und Stiel ausrottet.

Die Union bedarf im Süden einer loyalen Bevölkerung, und diese kann dort vorläufig nur aus ehemaligen Sklaven bestehen. Es ist jetzt keine ideale Frage, kein Verlangen des ewigen Menschenrechtes mehr, ob die Schwarzen

als Bürger anerkannt und Stimmrecht haben sollten oder nicht, es ist jetzt einfach zwingende Nothwendigkeit der praktischen Politik geworden, ihnen das volle Stimmrecht zu geben. Mögen sie es zunächst gut oder schlecht anwenden, es kann ihnen nicht vorenthalten werden, und sei es auch nur, um die südlichen Junker unschädlich zu machen. Das aber will man eben nicht, und wer es am wenigsten will, ist der Präsident selbst. Er steht bereits wieder ganz unter dem Einflusse seiner ehemaligen Parteigenossen, der Demokraten des Nordens, die noch während des Krieges zu den Sklavenhaltern des Südens hielten. Johnson wendet jetzt alle Aemter, die zu besetzen sind, seinen alten Freunden zu, wenn sie auch während des ganzen Krieges Gegner der Lincoln'schen Regierung waren. So bekommen Sie in Berlin denselben Gesandten wieder, Governor Wright, der unter Buchanan Gesandter gewesen ist, zu derselben Zeit, als die Jefferson Davis und die Floyd's Minister in Washington waren und für die Rebellion arbeiteten, die nach der Wahl Lincoln's zum Ausbruch kam.

Weil man aber nichts Durchgreifendes thun will, weil man am liebsten den Süden ganz gewähren läßt, deshalb experimentirt man in der planlosesten Weise unsicher umher. Dadurch wird natürlich die Verwirrung von Tag zu Tag größer. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn man in der Zwischenzeit bei all' dem Experimentiren die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Aufgabe dadurch abzulenken suchte, daß man zu dem Haß, mit dem man jetzt schon die Schwarzen verfolgt, noch den Haß gegen die „Verdammten Fremden“ fügte, gegen die Deutschen und Irländer. Die Stimmung ist schon wieder ganz zu einer neuen knownothing-Bewegung angethan. In Washington selbst, am Sitze der Regierung, ist die Sache schon in vollem Gange. Dort sind die deutschen Soldaten, besonders aber die deutschen Generale schon wieder die „Fremden“ geworden, die man nicht mehr kennt, von deren Verdiensten im Kriege man nichts mehr weiß und die man jetzt so schnell als möglich zu beseitigen sucht. So sind bei den letzten großen Paraden alle deutschen Generale vollständig fern gehalten worden. Nächstens wird man wieder den Ruf hören, der „verdammte Dutchman“ ist an all' dem Scandal, an dem ganzen Kriege, eigentlich Schuld gewesen. Merken Sie es sich wohl, wir stehen wieder am Eingange einer Bewegung der eingeborenen Bevölkerung englischer Abstammung gegen die Eingewanderten und ihre Gleichberechtigung, die dies Mal um so bitterer und gehässiger wird, weil jetzt der Dank für die Aufopferung der Fremden im Kriege noch dazu kommt. Wer seinen Undank verbergen oder auch nur entschuldigen will, wird ein Verkleinerer oder

auch Ankläger dessen, der ihm in redlicher Hingebung Gutes erwiesen. So ist's in der großen und in der kleinen Welt. In diesem Punkte, glauben Sie mir, sind die Amerikaner alle einig, und wenn Ihre Zeitungen drüben noch immer von der „bessern Stellung“ der Deutschen in den Vereinigten Staaten sprechen, so sind sie um zwei Jahre hinter den wirklichen Zuständen zurück. Diejenigen in Deutschland, die ihrem Freiheitsenthusiasmus dadurch genügen zu können glauben, daß sie jetzt nach Amerika als dem wahren Lande der Freiheit auswandern, um die Früchte „der bessern Stellung der Deutschen“ mitzugenießen, mögen wohl bedenken, daß man, bei einem fremden Volke lebend, wohl für dasselbe kämpfen kann, daß man aber im besten Fall nur als ein abenteuender Söldner oder Landsknecht von denselben betrachtet wird und sonst weder Ehre noch Dank davon hat. Der „Fremde“ bleibt vielmehr stets der Sündenbock, der für die Fehler Aller verantwortlich gemacht wird. So hat es Napoleon mit seinen deutschen Verbündeten gemacht, und so haben es jetzt wieder die Amerikaner mit ihren deutschen Truppen gemacht.

Die Rückwirkung aber des amerikanischen Freiheitskampfes auf Europa und besonders auf Deutschland, von der jetzt so viel die Rede ist, wird ja kommen, ich glaube selbst daran. Sie wird aber nur unter der Bedingung kommen, daß Deutschland nicht ferner durch eine massenhafte Auswanderung seiner besten Kräfte beraubt wird.

Wären die Franzosen nach dem ersten Unabhängigkeitskriege aus Sympathie für die neue Republik in Massen nach Amerika ausgewandert, so würde die gerühmte Rückwirkung von 1789 in Frankreich schwerlich eingetreten sein.

Darum bleibt im Lande und arbeitet redlich für alle Ideale, die ihr im Herzen trägt, statt ihnen in romantischer Selbsttäuschung in die Ferne nachzulaufen. Wenn ihr es dann zu Haus zu etwas Ordentlichem bringt, dann werden wir in der Fremde noch viel sicherer die gute Rückwirkung für unsere Stellung dem fremden Volke gegenüber erfahren, als ihr sie von unsern Kämpfen für die Freiheit in einem fremden Lande, und sei dies Land auch Amerika, bei euch erfahren werdet.

